

Es gilt das gesprochene Wort!

*Dr. Franz-Josef Overbeck
Bischof von Essen*

**Vortrag bei der Erzbruderschaft St. Antonii in Münster
15. Februar 2024, 19.00 Uhr
„Kirchliche Herausforderungen in einer säkularen Zeit“**

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Erzschwestern und Erzbrüder!

I.

Christinnen und Christen leben gegenwärtig in einer säkularen Zeit: An einen Gott zu glauben – gemeinsam mit anderen Menschen, die diesen Glauben teilen – ist schon lange keine Selbstverständlichkeit mehr. Viel eher ist heute das Gegenteil der Fall. Es wird zunehmend selbstverständlich, nicht zu glauben und keiner Religionsgemeinschaft anzugehören. Noch vor wenigen Jahrzehnten war dies vollkommen anders: Als Mitglied einer Volkskirche musste fast niemand öffentlich ernsthaft begründen, warum er oder sie Christin oder Christ ist. In einer christlichen Mehrheitsgesellschaft ist das in der Regel auch gar nicht nötig gewesen. Denn warum hätte man früher etwas erklären sollen, was doch so offensichtlich normal zu sein schien? Natürlich gab es auch damals intensive Auseinandersetzungen und kontrovers geführte Debatten über Religion und die Rolle der Kirchen in Gesellschaft und Politik. Aber diese haben bis in die 1990er Jahre in einem Land stattgefunden, in dem noch 70 Prozent der Bevölkerung Mitglied der evangelischen oder katholischen Kirche waren. Allein schon aufgrund dieser Zahl hat kaum jemand die große gesellschaftliche Bedeutung der Kirchen, die weit über den Bereich des Religiösen hinausging, in Zweifel gezogen. Das hat sich drastisch verändert. Wir haben bereits den Punkt überschritten, an dem weniger als die Hälfte der Menschen in Deutschland einer der beiden christlichen Kirchen angehören.

II.

Häufig hört man noch die These, dass sich die beiden christlichen Kirchen in einer Krise befänden. Dabei ist die Rede von der sogenannten Kirchenkrise doch schon längst zu einer Dauerbeschreibung geworden, die auf viele Christinnen und Christen oft nur noch ermüdend

wirkt. Das liegt in erster Linie daran, dass der Krisenbegriff im Rahmen seiner exzessiven Verwendung in den Medien ausschließlich negativ geprägt wird. Krisen gelten als Ausnahmesituationen, als Störfälle in einem Alltag, den es zu bewahren gilt. Gutes Krisenmanagement zeichnet sich also im Bemühen um die Bewältigung bzw. Überwindung der Krise aus, um wieder zum bisherigen Alltag zurückzukehren. Dieses Krisenverständnis unterscheidet sich jedoch deutlich vom ursprünglichen Wortgebrauch. Das griechische *krisis* (= scheiden, beurteilen, entscheiden, kämpfen) macht das sehr deutlich. Krise begegnet hier zwar auch als entscheidender Punkt einer Entwicklung, allerdings nicht zwangsläufig als Wendepunkt im Sinne einer notwendigen Wende zurück zum Gewohnten. Stattdessen bezeichnet er das Ankommen an einem Scheideweg im Rahmen eines Entwicklungsprozesses. Lange Zeit kam der griechische Begriff der *krisis* daher im deutschsprachigen Raum in erster Linie in der Medizin zur Anwendung. Die Krise markiert dabei nicht die Zeit der Erkrankung, also die Zeit der „Störung“ des gesundheitlichen Normalzustands, den es zu überwinden gilt. Stattdessen bezeichnet sie den Punkt des Krankheitsverlaufs, an dem eine Behandlungsentscheidung getroffen werden muss, die bestimmt, ob der Krankheitsverlauf weiter fortschreitet oder Besserung eintritt. Krise ist der Punkt, an dem es notwendig ist, zu einem Urteil über die Situation zu kommen, sich über die gewünschte Fortentwicklung klar zu werden und sein Handeln entsprechend auszurichten.

Nach diesem Verständnis ist Krise nicht Störung, sondern Chance: Es bietet sich die Möglichkeit, der Beurteilung der bisherigen Entwicklung und die Freiheit zur Einflussnahme auf die Richtung, die diese Entwicklung zukünftig nehmen wird. Krise bietet damit die Chance zur Verantwortungsübernahme. So verstanden bedeuten Krisen zwar immer das Angelenken an einem Scheideweg, aber sie gehen, nicht zwangsläufig mit „entscheidenden Wendungen“ einher, die wieder zurück in eine unterbrochene, dann vielleicht veränderte Normalität führen. Unsere Situation ist damit eine gänzlich andere, als der Begriff ‚Kirchenkrise‘, wie er im öffentlichen Diskurs Anwendung findet, glauben lässt. Der Umbruch, in dem sich unsere Kirche zurzeit befindet, stellt keinen Ausnahmezustand dar. Wandel gehört seit jeher zum Wesen der Kirche und die Entwicklungen, die medial als ‚Kirchenkrise‘ bezeichnet werden, sind schlicht und ergreifend unsere Gegenwart. Die Herausforderung, der wir uns als Kirche stellen müssen, hat deshalb fast nichts mit Krisenbewältigung in diesem Sinne gemein. Sie geht viel tiefer, bis an die Wurzeln unseres Selbstverständnisses, wo viele insgeheim manchmal doch noch hoffen, all das von früher wieder ‚neu‘ und ‚verändert‘ ins Recht setzen zu können, was lange Zeit doch so

offensichtlich normal und alltäglich war. Diese Hoffnung ist trügerisch und gefährlich, denn sie droht uns von der anstrengenden Aufgabe abzulenken, der Realität unserer Welt wirklich zu begegnen.

III.

Wie viele andere habe ich in den letzten Jahren sehr intensiv darüber nachgedacht, was das bedeutet und ob es uns nicht doch gelingen kann, in Zukunft wieder viel mehr Menschen für die Frohe Botschaft unseres Glaubens zu begeistern. Mir ist bewusstgeworden, dass es auf diese Frage keine einfachen oder eindeutigen Antworten gibt. Auch wenn wir uns möglicherweise etwas Anderes wünschen würden: Die grundsätzliche Entwicklung, dass wir in Zukunft eine Minderheit darstellen werden, scheint unumkehrbar zu sein. Vor diesem Hintergrund halte ich es deshalb für notwendig, eine Wahrheit ungeschminkt auszusprechen: Wir verfügen in der Kirche nicht über ein Allheilmittel, das den Trend einer zunehmenden Entkirchlichung wirklich stoppen könnte. Weder für uns absolut notwendige Reformen noch schillernde Begriffe wie etwa „Neuevangelisierung“ werden das grundsätzlich ändern. Es wäre verhängnisvoll, die Augen vor der Tatsache zu verschließen, dass es für eine zunehmende Mehrheit in unserem Land einfach selbstverständlich ist, kein Mitglied einer Religionsgemeinschaft zu sein. Für viele Menschen ist das schlicht und ergreifend gar keine Frage mehr und in meinen Augen damit ein klares Zeichen dafür, dass sich die Bedingungen von Glaube und Kirchlichkeit radikal verändert haben.

Ich beginne mit dieser nüchternen und zunächst vielleicht wenig hoffnungsvollen Analyse, gerade weil Christinnen und Christen auf eine ganz andere Weise an einem echten Scheideweg stehen. In diesem Entscheidungsmoment, das uns zu einem wachen Rückblick auf den bisherigen Weg und zu einer Wahl der weiteren Zukunftsperspektive drängt, liegt das Moment der Krise in ihrem ursprünglichen Sinn. Es geht dabei nicht darum, eine Krise zu überdauern. Es geht darum, sich der Aufgabe der gemeinsamen Zukunftsgestaltung zu stellen, sich ganz bewusst und frei für einen Weg zu entscheiden, statt sich von veränderten Realitäten von sich her treiben zu lassen. Es geht darum, endlich mutig damit aufzuhören, an einer oft verklärten Gestalt von Volkskirche festzuhalten, die es so nicht mehr gibt und auch in Zukunft nicht mehr geben wird. Dabei ist die Trauer über den Verlust der Volkskirche ohne Zweifel vollkommen legitim und alle Verunsicherungen und Enttäuschen, die viele Menschen mit dieser Entwicklung verbinden, müssen ihren angemessenen Platz finden. Aber darüber darf man auf keinen Fall aus dem Blick verlieren, weiter und immer wieder neu dem richtigen

Anspruch des Zweiten Vatikanischen Konzils zu folgen, mit ganzem Herzen Kirche in der Welt von heute zu sein. Das wird nur gelingen, wenn es besser gelingt zu verstehen, wie Christinnen und Christen in eben dieser Welt von heute wirken können. Denn natürlich ist das Verhältnis der Kirche zur post-modernen Welt komplex und mehrdeutig – auch andersherum. Es wäre fatal, diese Mehrdeutigkeit einseitig aufzulösen, indem man das Bild der Moderne als hoffnungslos wahrheits- und damit gottesfernes Zeitalter zeichnet, wo in Fragen der Moral Beliebigkeit statt Orientierung, in Fragen der Sexualität Normlosigkeit statt Bindung und in Fragen des Zusammenlebens Egozentrismus statt Gemeinwohlorientierung herrschen. Freilich werden solche vereinfachenden Zerrbilder mitunter auch gegenüber der Kirche aufrechterhalten – mit ähnlich pejorativen Zuschreibungen. Das mag es in der Kirche einigen leichter machen, weiter eine Wagenburgmentalität zu pflegen, die sich gegenwärtigen Herausforderungen verweigert, primär ‚nach innen‘ blickt und Anfragen ‚von außen‘ meist als Bedrohung wahrnimmt. Diese Haltung bringt es in der Regel mit sich, dass z.B. humanwissenschaftliche Debatten und Erkenntnisse ignoriert oder kleingeredet werden. Auf eine Auseinandersetzung mit den Wertüberzeugungen der Moderne wird verzichtet, weil dadurch vermeintlich der Kern katholischer Identität bedroht sei. Der Schutz des Bestehenden steht hier vor der Relevanz für die Menschen. Diese vereinfachenden Darstellungen von außen und innen, von postmoderner Welt dort und Kirche hier, helfen uns nicht weiter, wenn es darum geht, sich verantwortet zu positionieren.

IV.

Bereits der große Konzilstheologe Karl Rahner hat kurz nach dem Konzil darauf hingewiesen, dass es die Grundtendenz von Katholikinnen und Katholiken sei, mit aller Kraft „das Überkommene“ verteidigen zu wollen. Dabei müssten wir doch in viel stärkerem Maße Vorsorge für eine Situation treffen, die für Rahner stets „im Kommen“ ist. Vorsorge treffen für eine Situation, die „im Kommen“ ist – das meint ein Offensein für wirklich Neues, ohne sich jede beliebige Tendenz zu eigen machen zu müssen. Denn der Glaube verträgt keinen Stillstand. Jeder Versuch, im Namen der Tradition bedingungslos alle Veränderungen zu verhindern, macht ihn bloß kraftloser. Es gehört zur Vielfalt des Katholischen, unterschiedliche Positionen zu vertreten und kontrovers um die Frage zu ringen, wo Reformen notwendig erscheinen und wo es auch ein Festhalten an Werten und Orientierungen braucht, die nicht verhandelbar sein sollten. Reformdebatten im Sinne einer konstruktiven Konfliktkultur wirklich zu führen, kann sehr herausfordernd sein. Die damit verbundenen Auseinandersetzungen sind nicht einfach und verlangen auf allen Seiten die Bereitschaft, die

je andere Position ernsthaft verstehen zu wollen – und darauf zu vertrauen, dass Gottes Geist gerade dort wirkt, wo Menschen mit unterschiedlichen Positionen aufeinander zugehen, voneinander lernen und im gemeinsamen Suchen auch tragfähige Antworten finden. Es besorgt mich sehr, mit welcher Unbarmherzigkeit viele innerkirchliche Auseinandersetzungen zuweilen geführt werden. Kompromisse, die manchmal auch nur in einigen nächsten Schritten bestehen, werden zuweilen mit dem Argument zurückgewiesen, dass ein ‚Nein‘ dem Schutz des Glaubensgutes diene. Das hat den Effekt, dass jede Reformdebatte so aufgeladen wird, als stünde das Fundament des christlichen Glaubens zu Abstimmung, als würde es um alles oder nichts gehen. Manche Themen werden zu Schauplätzen äußerst intensiver und verletzender Anfeindungen, oft getarnt im Mantel vermeintlicher Rechtgläubigkeit. Einige gehen dabei gar so weit, ihren Mitchristinnen und Mitchristen aufgrund einer anderen Meinung oder Haltung das Katholisch-Sein abzusprechen. Das dürfen wir nicht zulassen, denn es widerspricht auf fundamentale Weise der Kernbotschaft des Evangeliums. Zugleich sollten wir jedes Reformanliegen auf seine realistischen Ziele hin perspektivieren. Denn viele Reformen betreffen meiner Wahrnehmung nach eher die äußere, institutionelle Form des Christentums. Mich beschäftigt, wie wir als Kirche das neu zur Sprache bringen können, was Christ-Sein wirklich im Innersten ausmacht und bedeutet. Dazu brauchen wir unzweifelhaft einen institutionellen Rahmen, der es ermöglicht, Menschen in ihrer Vielfalt anzuerkennen. Aber ohne einen neuen Fokus auf den spirituellen Kern dieses Glaubens bliebe dieser Rahmen bald inhaltsleer. Die Perspektiven sind miteinander verbunden – unvermischt und ungetrennt. Es gibt dazu nicht nur einen Weg und es gibt nicht nur eine Deutung des Evangeliums.

V.

Ich möchte für ein Christentum und ein Kirche-Sein eintreten, das Menschen in all ihrer Unterschiedlichkeit verbindet und für Ausgleich und Versöhnung sorgt. Denn das stärkt die Kirche nach innen und nicht zuletzt auch unsere Demokratie, die Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit sichert sowie die Meinungs- und Religionsfreiheit aller garantiert. Dabei ist die reine Größe letztendlich auch zweitrangig. Zu oft wird aber noch an kirchlichen Standards und Strukturen Maß genommen, die in früheren Zeiten ihre Berechtigung hatten, heute aber weder in unsere Wirklichkeit passen, noch mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln aufrechterhalten werden könnten. Ich werbe dafür, entschieden eine neue Perspektive einzunehmen, die viel mehr das in den Mittelpunkt stellt, was Christ- und Kirche-sein im hier und jetzt wirklich bedeutsam und unabdingbar macht. Dann wäre ein wichtiger Schritt getan.

In einer säkularen Zeit gemeinsam Kirche sein zu können, und zwar auf eine gute, tolerante und realistische Weise; mit allen Mehrdeutigkeiten und Zweifeln; mit allen Fragen und Abschieden, die unser Leben mit sich bringt – das ist die große Herausforderung, vor der wir stehen. Vorsorge zu treffen für eine Situation, die „im Kommen“ ist, das heißt auch Abschied zu nehmen von dem Gedanken, die Kirche in der „überkommenen“ Gestalt um jeden Preis retten zu müssen. Denn es geht dabei um weit mehr: Der christliche Glaube birgt so viele spirituelle Schätze, gesellschaftliche Werte, moralische Orientierungen und vor allem die große Faszination des Glaubens an Gott. Wenn sich Christinnen und Christen darauf besinnen und dann an einer erneuerten Gestalt von Kirche arbeiten, gelangen wir zusammen auf einen gangbaren Weg – sicher auch in ökumenischer Verbundenheit.

VI.

Dabei muss klar sein, dass es ein flächendeckendes, von Hauptamtlichen verantwortetes Angebot wie in der Vergangenheit nicht mehr geben wird. Das ist wahrscheinlich einer der großen Kulturschritte, der jetzt gegangen werden muss. Es gilt, sich wirklich mit der Frage auseinanderzusetzen, was Christ-Sein unter den beschriebenen Bedingungen wirklich bedeutet und wie es auch in Zukunft gelingen kann. Zu oft wird alles, was nicht mehr so ist wie früher, schnell als eine negative Entwicklung gesehen. Es ist aber ein nächster Schritt auf dem Weg des Christentums, hin zu einem veränderten Platz in unserer Welt. Das neue Selbstbild wird dabei bescheidener sein. Es wächst in dem Bewusstsein, dass viele Menschen – auf dem Gebiet des Bistums Essen die allermeisten – ohne eine praktizierte, öffentlich wahrnehmbare Religiosität leben. Gelebte Religiosität ist dabei, ähnlich wie der Glaube an Gott, viel erklärungsbedürftiger geworden. Nicht mehr von den eigenen Selbstverständlichkeiten ausgehen, sondern mit wachem Interesse die vielfältigen Erfahrungsräume und Lebenswirklichkeiten der Menschen dieser Zeit kennenlernen – gleichsam erklärend und fragend – darin liegt eine große Chance.

VII.

Aus vielen Begegnungen weiß ich, dass es weiterhin eine intensive und auch neugierige Suche nach Sinn und Orientierung gibt, genauso wie einen tiefen Wunsch nach Vergemeinschaftung. Dafür braucht es bestimmte Identifikationsorte von Kirche, die manchmal sehr spezialisiert nur eine einzige Aufgabe erfüllen, aber dafür Menschen mit ihren Fragen, Bedürfnissen oder Nöten auch jeweils bestmöglich gerecht werden können. Als Kirche werden wir in viel stärkerem Maße lernen müssen, eine Diasporakirche zu sein, die

große Räume braucht, um Resonanz zu erzeugen und Menschen zu sammeln. Die Aufgabe, Kirche auf Stadt- und Kreisebene unter den beschriebenen Voraussetzungen verantwortet zu gestalten und weiterzuentwickeln, wird uns einige Kräfte abverlangen. Wut und Trauer über das endgültige Abschiednehmen von einer Kirche vor Ort, in der sich viele beheimatet fühlen, sollen auf diesen neuen Weg ihren angemessenen Platz haben. Aber wir müssen heute anfangen, sie zu beschreiten, wenn wir morgen nicht mit großer Sicherheit in der Bedeutungslosigkeit versinken wollen: bedeutungslos in spiritueller, gesellschaftlicher und moralischer Hinsicht, aber eben auch bedeutungslos für das Wachhalten der Gottesfrage in einer säkularen Zeit.

Vielleicht ähnelt das Christentum bei uns heute wieder mehr dem, was es am Anfang war: Die Religion von Menschen auf dem Weg. Die Herausforderung, sich der bleibenden Bedeutung der Menschwerdung Gottes, des Todes und der Auferweckung Jesu immer wieder neu zu vergewissern, ist keineswegs nur ein Phänomen unserer Zeit. Der Auftrag, Erinnerungen an die Worte und Taten des Auferstandenen so weiterzugeben, dass sie unter den Menschen lebendig bleiben, stellt – so wie in der Apostelgeschichte beschrieben – den Anfang der Kirche dar. Dieser Aufgabe bleiben wir treu.